

doch der Betrachter sowieso nicht in der Lage, „von uns nicht erkannte, aber evtl. noch vorhandene Darstellungen zu erkennen“ (S. 14). Die „objektive“ Photographie hebt ja auch durch die Lichtführung das Entscheidende heraus.

Christian Züchner

H. NOWAK, S. und D. ORTNER: *Felsbilder der Spanischen Sahara*. Die afrikanischen Felsbilder, Bd. 6. 72 S. mit 210 Zeichnungen im Text und ganzs. Tafeln. Graz 1975.

1971 und 1973 unternahmen die Autoren zusammen mit H. Biedermann zwei Expeditionen in die Spanische Sahara, die sie zu guten Teilen aus eigenen Mitteln finanzierten. Vor allem die Reise von 1973 diente der Erforschung des megalithischen Grabbaus und der Steinsetzungen in diesem weitgehend unerforschten Land, das mit zu den unwirtlichsten Teilen des nordafrikanischen Wüstengürtels gehört. Daneben konnten zahlreiche Felsbildstationen in Photographien und Abreibungen aufgenommen werden. Von den Ergebnissen dieser beiden Forschungsreisen berichtet die Monographie aus der Reihe „Die afrikanischen Felsbilder“, in deren Rahmen die Akademische Druck- und Verlagsanstalt in Graz bereits mehrere prächtige Publikationen vorgelegt hat.

In einigen kurzen, einleitenden Kapiteln berichten Verf. über das Land, den Verlauf der Expeditionen und geben Hinweise zur Prophylaxe von Krankheiten und Problemen der Anpassung. Dieser Abschnitt ist interessant; in Anbetracht der heute so umfangreichen Reiseliteratur scheint er uns allerdings an dieser Stelle überflüssig. Sehr spärlich blieben bis heute die Kenntnisse zur Klima- und Faunengeschichte und zur Altersstellung der Felsbilder; die bisherigen Ansätze fassen die Autoren in einem eigenen Kapitel zusammen. Wenn Verf. darauf hinweisen, daß man die geologischen Gegebenheiten bei der Beurteilung der in den Felsen gepickten und geschliffenen Bilder von Menschen, Tieren und Wagen beachten muß, da sie Einfluß auf Technik und Stil der Kunstwerke üben können, so haben sie damit bis zu einem gewissen Grad sicher recht; doch vermißt man im weiteren Verlauf des Buches eine systematische Auswertung dieser Erkenntnis. Ohne besonderen Gewinn liest man die Ausführungen über das Megalithikum der Sahara und die Wagendarstellungen. In Anbetracht der schwierigen Forschungsbedingungen weiß man darüber sehr wenig Sicheres, dennoch erfolgte von französischer Seite manche wichtige Veröffentlichung, die man hätte einarbeiten sollen.

Im Hauptteil des Buches beschreiben Verf. die von ihnen besuchten Fundstellen nach Publikationsstand, Lage und Erscheinung und legen sie in ausgezeichneten Abbildungen vor. Hinzu kommen einige ihnen nur aus der Literatur bekannte Stationen. Gerade in diesem Teil weist die Veröffentlichung schwerwiegende Mängel auf. Die Beschreibung der Fundstellen ist so allgemein gehalten, daß man sich nur schwer eine Vorstellung davon bilden kann, wie umfangreich sie sind und wie repräsentativ die Bildauswahl ist. Es fehlt ein Katalog mit exakten Angaben zu den Abbildungen. Gerne hätte man gewußt, in welchem Verhältnis an den gemischten Stationen Pick- und Rillenschlifftechnik zueinander stehen, weisen die Bilder doch offenkundige Stilunterschiede auf. Es gelingt dem Leser schwer, zu entscheiden, zu welcher der eingangs angeführten chronologischen Stufen die Felsbilder gehören. Wenn das im Einzelfall oft schwer zu entscheiden sein wird, so hätte man doch eingehendere Überlegungen dazu anstellen sollen. Solche Forschungen laufen noch und werden später vorgelegt; vielleicht hätte man deren Ergebnisse noch abwarten sollen. So nimmt das Buch jedoch eine schwer definierbare Stellung zwischen Expeditionsbericht, Reiseführer und wissenschaftlicher Veröffentlichung ein. Trotz dieser dilettantischen Mängel bleibt die Tatsache zu würdigen, daß die Reisen, die dem Buch zugrundeliegen, mit großem Einsatz und Enthusiasmus unter extrem harten Bedingungen durchgeführt wurden, die von der mitteleuropäischen Fachforschung weitgehend gemieden werden. Die hervorragenden Aufnahmen vermitteln einen ungewöhnlich guten Eindruck von der Schönheit dieser Felsbilder, die aus vielen Gründen mit und wegen ihrer Entdeckung der Vernichtung preisgegeben sind. Das Bildmaterial wird stets eine wertvolle Arbeitsgrundlage bleiben.

Christian Züchner

G. CHARRIERE: *Von Sibirien bis zum Schwarzen Meer. Die Kunst der Skythen*. Mit einer Einführung von M. I. ARTAMANOW. 258 S. mit 379 Abb., einer Karte und einer Tabelle. Verlag M. Du Mont Schauberg, Köln 1974.

Drei Jahre nach der französischen Erstedition liegt jetzt ein reichlich mit sehr guten Photos und zum Teil mäßigen Zeichnungen ausgestattetes Werk über die skythische Kunst vor, dessen wohlgefällige äußere Aufmachung beim ersten Blättern imponiert. Beim Lesen des Textes vergeht dieser Eindruck jedoch schnell und gründlich. Der Inhalt ist wirr und zeugt von Unkenntnis und darstellerischem Unvermögen des Autors.

Zunächst verspricht der Titel anderes als der Inhalt bringt. Nur neben anderem dienen skythische Kunstwerke zu kunsthistorischen und philosophischen Erörterungen. Das Ziel dabei ist, Grundsätzliches zur Kunst der „Wilden“ vom Standpunkt des Marxismus zu sagen, einen ergänzenden Nachtrag zu dem von Marx und Engels nicht behandelten Thema zu liefern. Wohlwollend verfolgt der Leser anfangs das Bemühen des Autors, das Wesen der nomadischen Kunst auch in gewagten Vergleichen mit anderen Kulturbereichen zu erfassen. Sein Versuch muß aber

als unglaubwürdig abgetan werden, weil zu wenig argumentiert, zu viel gedeutet und mit untauglichen Belegen gearbeitet wird. Das Springen durch Zeit und Raum geschieht allzu system- und ziellos.

Ein symptomatisches Beispiel aus dem Kapitel „Darstellung und Deutung der Tierwelt“ mag die Gedankenverwirrung beleuchten (S. 136): Charrière schreibt hier, nachdem er die Skythen als ständig auf der Jagd nach wilden Tieren vorgestellt hat: „Der paläolithische Mensch entwickelte aus seiner Lebensform als Jäger und Hirte“ (!!!) „eine von der Fauna, von Jagdgebräuchen und Kulthandlungen geprägte und gestaltete Sprache. Auch ohne ethnische Verwandtschaft können in sehr weit voneinander entfernten Gebieten vergleichbare Dämonenvorstellungen und Ideographien entstehen.“ Der Leser erwartet daraufhin gespannt, etwas über die Parallelität skythischer und paläolithischer Vorstellungen und Kunstäußerungen zu erfahren. Statt dessen springt Charrière zum „sibirischen Biopot“, wo ein Wolf mit Widderhörnern bekannt ist. Ihn vergleicht er mit einer angeblich widdergehörnten Schlangendarstellung bei den Assyrern und vermerkt anschließend, daß bei den Kelten Götter und Heerführer von Nattern begleitet worden seien. Es bleibt ein Rätsel, was solche aussagegelosen Aneinanderreihungen zur Klärung der nomadischen Kunst beitragen können.

Das in dieser Zeitschrift besonders interessierende Verhältnis zwischen paläolithischer und skythischer Kunst wird mehrmals gestreift. Dabei wird immer von der paläolithischen Kunst oder dem paläolithischen Menschen gesprochen, ohne die Phänomene dieser doch bestimmt langen Zeitepoche zu differenzieren. Unterschiedlichkeiten z. B. werden bei der Darstellung von Raubvögeln gesehen, wobei die Skythen mehr die Wildheit, das Kämpferische entsprechend ihren gesellschaftlichen Verhältnissen betonen, die zahmen Vögel des Paläolithikums aber monogame Vorstellungen widerspiegeln sollen. Letzteres ist eine aus der Luft gegriffene Interpretation, die bestenfalls in einem oder anderen Fall noch als Möglichkeit Bestand haben mag. Wenn jedoch offensichtlich falsch gesehen wird, bleibt aber nicht einmal das. So zweifelt man an der Fähigkeit Charrières zur Kunstbetrachtung, wenn er die Ansicht, daß es gleichermaßen bei Skythen und Paläolithikern Darstellungen des gejagten Wildes in Unruhestellung gäbe, mit der berühmten Bisonschnitzerei aus La Madeleine (Abb. 45) belegen möchte. Erstens handelt es sich dabei nicht um eine Hirschkuh oder -kalb (S. 20), und zum zweiten wendet das Tier den Kopf nicht, um von hinten lauende Gefahr besser zu erkennen. Die deutlich ausgestreckte Zunge zeigt, daß es sich in friedlicher Ruhe schleckt.

Ähnlich oberflächliche Beobachtungen führen des öfteren zu Fehlschlüssen. Eberdarstellungen aus verschiedenen Kulturbereichen z. B. sind ein untauglicher Beleg für die Behauptung, „wie wenig Völker und Rassen sich in bezug auf ihr intellektuelles Verhalten voneinander unterscheiden“. Es trifft für die angeführten Beispiele nicht zu, daß der Eber allgemein den Symbolwert für das Heldenhafte darstellt. Der zitierte Eber von Altamira besitzt nicht acht Beine, die einen schnellen Lauf suggerieren können. Die Beine irgendeines anderen übermalten Paarhufers kommen unter dem Eber zum Vorschein. Unter dem Gesichtspunkt des heroischen Ebers ist diese Altamira-Darstellung völlig unvergleichbar mit dem achtfüßigen Hirsch auf den Silberbechern von Agighiol (Abb. 3 u. 5). Denn auf dem Boden des einen Bechers wird ausgerechnet ein Eber in ängstlich geduckter Haltung von einem Greifen geschlagen, wie eine Abbildung auch bei Charrière zeigt (Abb. 228). Auch ist es falsch, daß auf der berühmten Axt von Kelermes der „Eber in voller Bewegung“ dargestellt ist, während die anderen Tiere ruhig lagern. Hätte Charrière die Axt abgebildet, könnte sich der Leser überzeugen, daß weder die anderen Tiere alle liegen, noch daß der Eber von mehr Bewegung als diese erfaßt ist. Die Reihe ähnlich gelagerter Fehleinschätzungen läßt sich fortsetzen. Hier ist der „terrible simplificateur“ am Werk, das Wesen der nomadischen und erst recht der vom allgemein Nomadischen an keiner Stelle deutlich unterschiedenen skythischen Kunst bleibt unerfaßt.

Daß Sachfehler das erträgliche Maß eines Irrtums überschreiten, zeigen folgende Beispiele: Die Paläolithiker werden als Hirten vorgestellt (S. 136); „vom Mesolithikum bis zum Metallzeitalter“ herrscht angeblich „nomadische Lebensweise“ (S. 178); die neolithische Tripoljekultur gehört nach Charrière in das 3. Jahrhundert (S. 21); es wird von „griechisch-nomadischen“ Goldschmieden gesprochen (S. 17). Die Aufzählung läßt sich fortsetzen.

Das marxistische Weltbild des Autors mit seinem Hang zur Polarisierung zwischen vermeintlich idealistischen und materialistischen Ansichten führt entweder zu Übertreibungen oder aber zu Konstruktionen von nicht vorhandenen Gegensätzen. Nur so sind inhaltslose Sätze wie der folgende zu erklären (S. 17): „Die Vorzüge des Fabelwesens“ (gemeint ist das Pegasus-Motiv) „sind zunächst einmal als ideographische Kombination zu betrachten, ganz gleich, worin später die Idealisierung und Mythisierung des Motivs bestanden haben mag.“ Übertrieben ist zweifellos, den an Halluzinationen erinnernden skythischen Tierstil durch die Wirkung von Rauschgift zu erklären. Der Gedanke, den Anteil des literarisch wie archäologisch nachgewiesenen Rauschmittelgenusses der Skythen an den phantastischen Kunstprodukten zu diskutieren, ist gewiß originell und auch nicht von der Hand zu weisen. Das Phänomen einer skythischen Stilbildung ist damit aber nicht erklärt, und der Haschischkonsum reicht nicht aus, die Nomadenkunst aus dem Bereich des Religiösen zu lösen.

Des weiteren besteht auch kein Gegensatz zwischen „ursächlichen sozialen Beziehungen und Bindungen, welche Religion in ihren Motiven und Riten reflektiert und einer angeborenen Religiosität“ (S. 97). Nur die grundsätzliche

Fähigkeit und Bereitschaft des Menschen zur Religiosität, die aus dem Zwang, das Todesproblem zu bewältigen, resultiert, ermöglicht, soziale Bindungen und tatsächliches Geschehen in die Glaubenswelt einzubeziehen. Charrière sucht der scheinbaren Manie, Befunde religiös zu interpretieren, dadurch zu begegnen, daß er auf einen fiktiven „außerirdischen“ Archäologen des 30. Jahrhunderts verweist. Dieser Archäologe müßte ein Grab aus der UdSSR mit einem Hammer-und-Sichel-Abzeichen bei einer religiösen Deutung falsch erfassen. Aber ist es denn so falsch, das Symbol von Hammer und Sichel religiös zu verstehen? Zeugt es denn nicht von einem Glauben an eine zukünftige „paradiesische“ Gesellschaft im Kommunismus, zu der die Benutzer des Symbols zu führen versprechen? Dieses Beispiel belegt eher das Gegenteil, als Charrière beabsichtigt.

Nicht nachzuvollziehen ist die Erkenntnis, daß die nomadische Kunst den Satz von Karl Marx illustriert: „Die einfachste, die natürlichste Form dieser Arbeitsteilung“ sei „die Sklavenhalterei“. Die Begründung dafür, daß die „fast durchweg vorhandenen Perspektiven“ nomadischer Künstler auf Sklaverei schließen lassen, ist aus der Luft gegriffen. Es gibt außerdem keine literarischen Quellen und keinen archäologischen Fund, die erweisen würden, daß skythische Künstler oder die anderer Nomadenvölker Sklaven allgemein gewesen seien. Und auch die Gegenüberstellung mit der paläolithischen Kunst kann das nicht bestätigen helfen. Nach Charrière sollen die recht unterschiedlichen Werke paläolithischer Kunst im Gegensatz zu der qualitativ gleichen (auch das ist falsch) nomadischen Kunst eine „stärker gemeinschaftliche Gesellschaftsstruktur“ erkennen lassen. Die Unterschiedlichkeiten in der paläolithischen Kunst sind aber doch wohl aus der zeitlichen Länge des Paläolithikums zu erklären. Die einzelnen „Künstler“ waren durch Generationen voneinander getrennt. Hier zeigt sich eine erschreckende Unbefangenheit gegenüber historischem Geschehen und Denken.

Ähnliche oder andere kritische Einwände ließen sich noch viele bringen. Ihre Aufzählung nutzt aber niemandem. Über die Skythen hat der Leser wenig erfahren. Das Bemühen Charrières ist gescheitert – weniger an seiner Weltanschauung, als an der mangelhaften Methodik seiner Kunstbetrachtung.

Redaktionelle Mängel zeigen sich vor allem in der Tatsache, daß oft im Text nicht zu den vorhandenen Abbildungen Bezug genommen wird. Einige abgebildete Gegenstände sind überhaupt nicht in den Text einbezogen, andere ausführlicher behandelte fehlen im Abbildungsteil. Eine Karte am Ende des Buches ist unverständlich, eine Tabelle enthält Druckfehler. Das Literaturverzeichnis zitiert Marx und Engels auf französisch. Auch ein Teil der anderen genannten Literatur existiert in deutschsprachigen Editionen; das sollte ein populäres Kunstbuch seinem Publikum nicht vorenthalten.

B. H ä n s e l

SERGIO SERGI: *Il Cranio Neandertaliano del Monte Circeo (Circeo I)*. A cura e con prefazione di ANTONIO ASZENZI. 67 pagine, 48 tavole fuori testo, 11 tabelle. Accademia Nazionale dei Lincei, Roma 1974.

Die Entdeckung des Neandertalerschädels von Monte Circeo ist die Frucht der systematischen und unermüdlichen Forschungen von Alberto Carlo Blanc Ende 1936. Die Grotte Guattari wurde einstens durch einen Erdbeben im Moustérien verschlossen. Der Schädel Fund gehört dem Epi-Würm II an. In der Höhle wurden zudem die Unterkiefer Circeo I und Circeo II aufgefunden.

An dem fast vollständigen Cranium fehlt die rechte Schläfen- und Orbitalregion. Offenbar wurde ein scharfes Gerät benutzt, um ein trapezförmiges Stück aus der Basis (Nuchal- und Kondylenbereich) herauszuschneiden; man denke an die Herausnahme des Gehirns im Vollzug kultischen Brauchtums. Die Tafeln bringen nicht nur 9 Lichtbildaufnahmen der üblichen Normen und Ausschnittsfotos sowie 5 mikroskopische Befunde, sondern auch 8 Röntgendarstellungen. Ausführlich wird über den Status der Konservierung, der Fossilisation und der allgemeinen Ossifikation nebst Nahtverschluß sowie über die Geschlechtsbestimmung berichtet. Bezeichnend war der hohe Grad der Fossilisation. Das Cranium wurde als einem 40–50jährigen Mann zugehörig diagnostiziert. Die Schädelkapazität beträgt ca. 1550 ccm (La Chapelle 1620 ccm). Die Gehirngröße ist also – wie bekannt – beim Neandertaler enorm angewachsen und erreicht ein Volumen, das die Mittelwerte der am besten ausgestatteten menschlichen Populationen übertrifft.

Die Maße und Indices sind aufgelistet. Veranschaulicht wird die Lage der kranio-metrischen Punkte nach Abmessung und im Kurvenbild in Umrisszeichnungen auf 26 Tafeln. Die Scheitel-, Seiten-, Hinterhaupt- und Basisansichten des Craniums werden abgehandelt, gelegentlich in der Gegenüberstellung der Paleoantropi (Circeo usw.) mit den Faneroantropi, auch mit Schimpanse. Eingehend werden Form und Lage des Schläfenbeins sowie die Basisknickung besprochen. Ausführlich ist die Charakteristik des Gesichts nachgezeichnet. Einmal wird die Maxilla in der Vorderansicht mit Bezug auf die Stirnfortsätze hervorgehoben. Dann wird die Morphologie und Lage des Jochbeins mit den Punkten Zygomaxillare superior, Zygomaxillare inferior, Zygofrontale externa und Zygotemporale inferior geschildert, und zwar in der Dreiecksdarstellung: Apo-, Pro- und Ipocentrozgie. Zuletzt wird eine Betrachtung über den Alveolarfortsatz und den Gaumen gebracht.